



HTWK-Diplomand Sven Brückner mit Komponenten der Sehhilfe.

Finanzielle Schatten bei elektronischer Sehhilfe

Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur entwickelt Kontrastbrille / Geld und Partner gesucht

Wenn ein Sehbehinderter mit so genanntem Tunnelblick die Zeitung liest, kann er die gesamte Seite nicht überschauen, denn sein Gesichtsfeld ist stark eingeschränkt. Nur die Mitte erkennt er scharf, die Umgebung wird hingegen nur schemenhaft wahrgenommen. Dieser und anderen Augenkrankheiten haben sich Professor Siegfried Altmann und Student Sven Brückner von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) angenommen: Sie entwickeln eine elektronische Sehhilfe, die Betroffenen mit einer Restsehkraft zwischen zwei und fünf Prozent helfen soll.

„Diese Brille soll Kontraste in der Umwelt verstärken und auf diese Weise Sehbehinderte in die Lage verset-

zen, Bürgersteige oder Häuserecken zu erkennen“, erklärt Brückner, der gerade seine Diplomarbeit über die Brille für Sehschwache beendet hat. Der Deutsche Blinden- und Sehbehinderten-Verband schätzt die Zahl der Betroffenen in Deutschland auf 500 000. Bisher füllt der HTWK-Apparat einen Schrank. Daran wird eine handelsübliche Videobrille angeschlossen. Geht es nach Altmann, der das Forschungsthema auch nach seiner Pensionierung weiter begleiten wird, soll im nächsten Schritt eine Rucksackversion entstehen, mit der Tests im Alltag durchgeführt werden. Er hofft, dass die Brille in zwei bis drei Jahren in Produktion geht.

„Von einer kontinuierlichen

Fortentwicklung kann jedoch keine Rede sein“, sagt Cornelia du Puits, die das Projekt technisch betreut. Seit 1998 wird an der Brille ausschließlich als Thema von Diplomarbeiten geforscht. Wiederholte Pausen waren die Folge. Auch zurzeit ist die Fortführung ungewiss, da sich aktuell kein Student dem Thema widmet. Die weitere Finanzierung ist ebenfalls noch nicht gesichert. Bisher wurde das Projekt zum Teil vom Förderverein der Hochschule und aus Geldern der Fachrichtung Elektrotechnik unterstützt. Diese Mittel reichen bei weitem nicht aus: Mindestens 250 000 Euro werden für die nächsten drei Jahre benötigt.

Ein Teil der Summe könnte durch ein Promotionsstipendium für Brückner aufge-

bracht werden, der gern selbst weiterforschen würde. „Allerdings hat die HTWK kein Promotionsrecht“, bedauert er. „Das geht nur in Kooperation mit einer Universität.“ Gespräche gab es bereits mit den Unis von Leipzig und Dresden. „Wir suchen zudem nach einer Unternehmenspartnerschaft, um weitere finanzielle Mittel zu bekommen. Desweiteren brauchen wir deren Know-how zur technischen Umsetzung“, erklärt Altmann. Die HTWK verhandelt bereits mit Firmen wie Carl Zeiss Jena – auch Anfragen aus Österreich und der Schweiz gab es. Sollten auch diese Anstrengungen erfolglos bleiben, hat die Brille eine ungewisse Zukunft.

Kerstin Oesterreich, Regine Oytzen

Auslandsstudien

Nestflüchter noch nicht an allen Instituten flügge

„Das Jahr in Frankreich war das beste meines Studiums“, sagt Jan Roessel. Er studiert in Leipzig Politikwissenschaft und war im Rahmen von „Erasmus“ zwei Semester in Marseille. Dieses Austauschprogramm der Europäischen Union (EU) bietet die Möglichkeit, einen Teil des Studiums im Ausland zu verbringen. Derzeit nutzen 561 Studierende der Alma Mater das Angebot, das finanziell gefördert wird. Studienplätze gibt es in den EU-Mitgliedsstaaten und in vielen osteuropäischen Ländern. Die Kommilitonen sollen Erfahrungen fernab der Heimat sammeln und sich fachlich wie kulturell bilden. Jeden fünften Kommilitonen zog es in den letzten Jahren nach Frankreich; Plätze an den osteuropäischen Partnerunis bleiben jedoch oft frei.

„Die Auslandserfahrung erweitert den Horizont eines jeden Studenten“, sagt Falk Seiler, am Institut für Romanistik zuständig für die Platzvergabe in Italien. Er ist sehr zufrieden, dass erstmals alle Plätze an Studenten seiner Fachrichtung vergeben werden konnten. Früher konnten sich auf die übrigen Plätze Studiostudien anderer Institute bewerben. „Es wäre ja absurd, die Plätze verfallen zu lassen“, so Seiler.

Christa Grimm vom Institut für Germanistik meint: „Viel mehr Studenten müssten von sich aus ins Ausland gehen wollen.“ An ihrem Institut blieben noch Plätze übrig. „Die Studenten wollen erstmal zügig fertig studieren.“ Das Interesse an Auslandsaufenthalt sei in den letzten Jahren zurück gegangen. „Viele haben einfach nicht das Geld für ein Auslandsstudium, trotz der Unterstützung.“ Dies meint auch die amtierende Prorektorin für Lehre und Studium Monika Krüger: „Es würden viel mehr ins Ausland gehen, wenn es mehr finanzielle Unterstützung gäbe. Allerdings haben viele die Chancen der Mobilität noch nicht erkannt.“

Andererseits gibt es auch Kommilitonen, die wollen, aber nicht können. In der Biologie gibt es keine Plätze über das Erasmus-Programm. „Das ist sehr schade“, sagt Rebecca Lange vom Fachschaftsrat Biowissenschaften. „Biologiestudenten, die ins Ausland wollen, können dies nur über ein anderes Fach“, klagt sie. Dort müssen sie natürlich hinten anstehen. Das Institut habe nicht die Leute, um Kontakte nach Europa aufzubauen. „Ich kann nicht einfach eine andere Uni anrufen und fragen, ob sie mit Leipzig kooperieren will. Das müssten die Professoren machen“, so Lange. Bio-Studiendekan Professor Klaus Schildberger verspricht Besserung: „Noch in diesem Frühjahr soll es Verhandlungen über Erasmusplätze für Biologen geben.“ An welcher Uni stehe aber noch nicht fest.

Marco Zschick, Kerstin Oesterreich

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Dr. Thomas Schuster betreut. Verantwortlich für diese Ausgabe: Kerstin Oesterreich, Felix Gaber und Robert Gärting. Campus ist erreichbar unter Fax 9 73 57 46.



Campus-Meinung

Rechtsslage prüfen

Von FELIX GABER

Alle Beteiligten wollen bessere Studienbedingungen: die Universität, deren Studenten, der Gesetzgeber. Die Evaluation, bei der die Kommilitonen die Qualität der Lehrveranstaltungen bewerten, ist dafür ein geeignetes Mittel. Doch der Wert dieser schriftlichen Befragungen ist gering. Grund: Die Ergebnisse haben keine Konsequenzen, weder für die Verbesserung der Lehre, noch für die Dozenten, weil die Rechtslage dies verhindert.

Die Ergebnisse müssen aber detailliert öffentlich gemacht werden können, damit sich etwas ändert. An der kanadischen Universität Toronto zum Beispiel wird eine „Anti-Liste“ zum Lehrangebot herausgegeben. In Sachsen würde eine solche Kurskritik – auch nach der Gesetzesänderung von 1999 – möglicherweise eine Prozesslawine ins Rollen bringen.

Hier muss das Dresdner Wissenschaftsministerium aktiv werden, da sonst das Interesse der Kommilitonen, an Verbesserungen mitzuwirken, erlahmen könnte. Das wäre sehr bedauerlich. Denn die Studenten, denen man oft Lethargie vorwirft, haben gezeigt, dass sie mit ihrer Evaluation den Dozenten keins auswaschen, sondern konstruktive Kritik üben wollen.



Beim Begutachten der Lehre an Leipzigs Universität wird viel Papier bewegt, aber Konsequenzen hat das höchst selten

Aktionismus zum Abheften

An der Leipziger Universität benoten die Studenten ihre Professoren. Das nennt sich Evaluation und wird vom Sächsischen Hochschulgesetz gefordert. Seminare und Vorlesungen sollen so besser und lehrreicher werden. Auf tausenden Fragebögen beurteilen die Kommilitonen, ob Dozenten gut vorbereitet sind und den Stoff interessant vermitteln. Doch die aufwändig recherchierte Studentenmeinung bleibt meist folgenlos. Für Professoren hat die Evaluation keine zwingenden Konsequenzen. „Wir geben die Ergebnisse an die Lehrenden weiter“, sagt Christoph Markert von der Evaluationsstelle der Alma Mater. „Die entscheiden dann selbst, was sie damit machen.“ Markert sammelt die Fragebögen und berät die Fakultäten bei der Umsetzung der Befragungen.

Gemäß der vom Sächsischen Wissenschaftsministerium (SMWK) erlassenen Lehrberichtsverordnung werden jedes Jahr drei Fächer unter die Lupe genommen. Demnach muss jede Fakultät aller sechs Jahre einen großen Lehrbericht abgeben, den der jeweilige Studiendekan schreibt und der Fakultätsrat absegnet. Die Daten werden auf Universitäts-Ebene zusammengefasst und dem SMWK in Dresden vorgelegt. In der Unibibliothek kann den Bericht jeder einsehen – damit ist die Pflicht seitens der Hochschule getan. „Ich kann schon verstehen, dass die Fakultäten nicht über selbst verschuldete Probleme schreiben wollen“, meint Monika Krüger, amtierende Prorektorin für Lehre und Studium. Es sei unklar, ob die Lehrberichte dienstrechtliche Verfahren oder interne Denkanstöße sind. „Ich sehe sie als Innenschau und Möglichkeit zur internen Kommunikation“, so Monika Krüger. Schließlich säßen in den Fakultätsräten auch Vertreter der Studenten und die würden „den Finger in die Wunde legen“.

Die vom SMWK verordnete Selbstbeurteilung ist aber nur die eine Seite: Im Uni-Verband mit Halle und Jena gibt es eine zweite Stufe der Evaluation. Drei externe Experten lesen die Lehrberichte und besuchen gemeinsam die betroffenen Fakultäten. Dort sprechen sie mit Professoren, Mitarbeitern und Studenten. Für jede Fakultät nehmen sie sich anderthalb Tage Zeit. Aufgrund ihrer Empfehlungen wird eine „Zielvereinbarung“ zwischen der Universitätsleitung und dem einzelnen Fach abgeschlossen. Doch auch diese Beurteilungen dringen nicht an die Öffentlichkeit. Daten über einzelne Dozenten werden



Votum zwischen Top oder Flop per Daumenzeichen. Mancher Student wünscht sich dies zur Beurteilung von Dozenten. Doch in der Realität läuft die Bewertung über anonymisierte Lehrberichte. Fotos (3): Jan Woitas

nicht publiziert. „Die gesetzliche Lage ist nicht sehr sauber“, gibt Christoph Markert von der Evaluationsstelle zu.

Die Lehrberichtsverordnung des Freistaates fußt auf einem Paragraphen des alten sächsischen Hochschulgesetzes, wonach personenbezogene Daten zu anonymisieren sind. Das neue Gesetz von 1999 ermächtigt das SMWK zwar, die Datenfrage neu zu regeln, aber dies ist bisher nicht geschehen. „So lange kann man sich nur an die alte Regelung halten“, sagt Markert.

Überhaupt wollen viele Professoren der Beurteilung durch die Kommilitonen nicht recht trauen. „Wenn ein Kollege kein guter Schauspieler ist und den Stoff nicht fetzig rüberbringen kann, dann drückt das die Bewertung durch die Studenten“, meint Monika Krüger. Hohe Anforderungen oder ein „unpopuläres“ Thema schlugen sich ebenfalls in der Bewertung nieder. Deshalb ist sie auch dagegen, dass die Eva-

luationsbefunde Einfluss auf die Bezahlung oder die Stellenvergabe für Lehrende haben.

Jenseits von Sachsen wird dies zum Teil anders gesehen. Einige Unis fordern von Bewerbern für eine Professur die Evaluationsergebnisse ab. „Wir bekommen Anfragen von Dozenten, die sich woanders bewerben“, so Markert. Von sich aus gibt er jedoch keine Daten an Dritte weiter.

Seitens der Studenten hagelt es Kritik. „Die Lehrrevalutation ist nicht richtig wirksam“, sagt Eleni Adrianopulu, Sprecherin des Studentenrates (Stura) der Alma Mater. „Ich habe den Eindruck, sie wird nur gemacht, weil sie im Gesetz steht.“ Zwar würden die Daten gesammelt, doch Veränderungen in den Fächern bemerke sie nicht: „Die Professoren nehmen die Bewertung nicht wirklich ernst.“ Außerdem dürften auf Grund des Datenschutzes einzelne Professoren nicht erkannt werden.

Deshalb werden die Daten gebündelt. Wegen dieser Defizite leistet sich der Stura eine eigene Evaluation, die seit einem halben Jahr brach liegt, weil ein Partner für die Auswertung der Daten fehlt. Grund: Für das vom Stura finanzierte Evaluationsstipendium für Doktoranden in Höhe von 640 Euro monatlich gab es keinen geeigneten Bewerber.

Im Ausland funktioniert die Evaluation besser: An der Universität von Toronto produzieren Studenten beispielsweise einen „Anti-Kalender“, der einen kritischen Rückblick über Kurse und Dozenten gibt. So erhalten die Kommilitonen eine Entscheidungshilfe und die Dozenten eine Bewertung ihrer Fähigkeiten. In Leipzig könnte dieses Projekt Schule machen – wenn die Professoren kritikfähiger und die Studenten aktiv Evaluationsergebnisse nachfragen würden. Marco Zschick, Sebastian Gievert, Felix Gaber

Studentenfutter

Campus architektonisch

Mit den Architekten Martin Behet und Roland Bondzio setzt die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) am 23. März die Vortragsreihe „Positionen – neue Architektur“ fort. Auch der Entwurf zum neuen Uni-Campus am Augustusplatz wird 19 Uhr im Audimax der HTWK behandelt.

Campus theatralisch

Die Leipziger Schauspielstudenten Tobias Bode und Kristina Otten zeigen am 28. und 29. März ihre Version von Lutz Hübners „Gretchen S.89ff“. Beginn ist jeweils 19.30 Uhr im Großen Probensaal am Dittrichring 21.

„Ach ja, Leipzig!“

„Wie viele andere spürte auch ich 1941 das bevorstehende Drama“



Italienischer Staatspräsident und Uni-Ehrendoktor Carlo Azeglio Ciampi. Foto: dpa

Damals an der Universität: In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten aus Kultur, Politik und Medien vor, deren Karriere mit Leipzig verbunden ist. Heute: der italienische Staatspräsident Carlo Azeglio Ciampi.

1920 in Livorno geboren, war Ciampi später Finanzminister in Rom, Präsident der italienischen Zentralbank und des europäischen Währungsfonds. Der heutige italienische Staatspräsident weilte 1941 als Austauschstudent an der Leipziger Uni.

Frage: *Signor Presidente, sprechen Sie noch Deutsch?*

Ciampi: Ich bin etwas aus der Übung, aber ich verstehe und lese Deutsch. Auch entgegen mir nicht die Feinheiten dieser Sprache. Letztes habe ich mit einem Kollegen über die treffendere Übersetzung des deutschen Wortes „Wahl“ diskutiert – und hatte wohl recht.

Wieso studierten Sie in Leipzig?

Die „Scuola Normale di Pisa“, an der ich Literaturwissenschaft

studierte, bot Jungakademikern ein Austauschprogramm mit den wichtigsten europäischen Staaten. Nach Kriegsbeginn wurden die Beziehungen jedoch auf Deutschland beschränkt. Im Herbst 1941 verzichtete ein Freund von mir auf sein Auslandsstipendium. Ich war im vierten Studienjahr und bereitete gerade meine Abschlussarbeit in griechischer Philologie vor. Da ich alle Prüfungen abgeschlossen hatte, erfüllte auch ich die Voraussetzungen für das Stipendium. Also bewarb ich mich an seiner Stelle und bekam die Zusage. Damals war Leipzig neben Heidelberg und Königsberg die renommierteste deutsche Universität für klassische Philologie. Ich folgte dem Rat zweier befreundeter Kommilitonen und ging nach Leipzig.

Haben Sie noch Erinnerungen an Ihre Studienzeit in Leipzig?

In Leipzig lebten wenige Italiener. Wichtige Bezugspersonen für die italienische Gemeinde waren Konsul Giretti, der als Privatsekretär von Botschafter Alfieri häufig in Berlin weilte, Professor Zamboni, Lektor an der Universität, und der Leiter des italienischen Sprachzentrums, Doktor Bettoni. Morgens besuchte ich die Universität und die Bibliothek des Instituts für klassische Philologie. Ich werde nie vergessen, wie effizient deutsche Bibliotheken sind. Sie hatten dort ein hervorragendes Ordnungssystem. Der Benutzer konnte schnell über jedes gewünschte Buch verfügen. Ich hörte Vorlesungen zur griechischen und lateinischen Literatur bei Professor Klingner und

Professor Schadewaldt sowie zur Geschichte der Antike bei Professor Berve. Nachmittags gab ich häufig Italienischkurse, um mein Stipendium aufzubessern.

Haben Sie 1941 etwas von der politischen Realität in Deutschland mitbekommen?

Ich kam hierher, um zu studieren. Doch wie viele andere spürte auch ich damals das bevorstehende Drama. Ich rechnete damit, dass auch ich bald zu den Waffen gerufen würde. Schon 1941 war die Lage in Deutschland schwierig. Das soziale Leben war stark eingeschränkt und es gab viele kriegsbedingte Engpässe. In der Kantine bekamen wir einmal die Woche als einzigen Gang Eintopf, eine dünne Gemüsesuppe.

Waren Sie nach Ihrem Studium noch einmal in Leipzig?

Das erste Mal kehrte ich im November 1989 nach Ostdeutschland zurück. Der Präsident der Notenbank der DDR hatte mich in meiner damaligen Funktion als Präsident der italienischen Zentralbank nach Berlin eingeladen. Danach besuchte ich Dresden, Leipzig und Potsdam. Im Juli 2000 durfte ich – im Beisein von Bundespräsident Johannes Rau – die Ehrendoktorwürde der Uni entgegen nehmen.

Erkannten Sie die Stadt wieder?

Die Ereignisse haben Leipzig stark verändert. Ich konnte die Anstrengung der Stadt förmlich spüren, ihre herausragende geschichtliche und kulturelle Identität zurückzugewinnen. Während meines Aufenthaltes besichtigte ich das Bachmuseum und lauschte dem Thomaner-

chor. Es war wie ein Echo von früher: Töne und Eindrücke, die mir bekannt waren, und mich bewegten.

Was würden Sie italienischen Studenten empfehlen, die eine Zeit lang in Deutschland studieren möchten?

Sie sollten gut Deutsch lernen, eine Sprache, die eine bedeutende Rolle in der europäischen Kultur gespielt hat. Und ich würde ihnen raten, sich mit der deutschen Geschichte auseinanderzusetzen und Freundschaft mit jungen Deutschen sowie jungen Menschen aus anderen Nationen zu schließen. Vor allem aber sollten sie die Auslandserfahrung nutzen, um nicht nur gute italienische Staatsbürger, sondern auch tüchtige Europäer zu werden. Der Stolz auf die eigene Nation kann und muss mit dem Bewusstsein für eine europäische Identität und gemeinsame europäische Werte einhergehen. Es ist Sache der Jugend, mit Zuversicht diesen Weg einzuschlagen. Interview und Übersetzung: Julia Krittian